

Einige Bemerkungen
über den philologischen Unterricht.

Akademische Rede

zur

Feier des Stiftungsfestes

der

Grossherzoglich Hessischen

Ludewigs-Universität

am 10. Juli 1890

gehalten von dem derzeitigen Rector

Dr. Adolf Philippi.

Giessen, 1890.

Curt von Münchow, Universitäts-Druckerei.

Hochansehnliche Versammlung!

An bedeutungsvollen Tagen seines Lebens wendet der Mensch seine Gedanken gern zurück zu seinen Vorfahren, dankbar überschlagend, wie viel er ihnen schuldet. So erneuern wir heute an unserem Stiftungsfeste das Gedächtnis des in Gott ruhenden Landgrafen, der vor nun bald dreihundert Jahren unsere Hochschule schuf. Die Bedeutung einer Universität für das Land, dem sie angehört, reicht hinaus über die unmittelbaren Zwecke, für welche sie zunächst zu arbeiten berufen ist. Sie ist auch nicht abhängig von der Frequenzziffer der Studierenden, welche die oberflächlich wahrnehmende öffentliche Meinung uns manchmal als Maassstab hinstellen will für das, was sie die Blüte der Universitäten nennt, während diese Ziffer in Wirklichkeit zu einem grossen Teile das äusserliche Ergebnis von wirtschaftlichen Strömungen ist. Auch die kleinste Universität ist ein unschätzbarer Hort wertvoller idealer Güter. Sie verlangt von dem Lande, das sie auf ihrer Höhe erhalten will, immer neue Opfer. Unserer erlauchten Herrscher Huld hat uns nie gefehlt. So wollen wir denn vor allem jetzt unserem Allernädigsten Herrn, dem regierenden Grossherzoge, in Treue und Ehrerbietung danken für alles, was Er an unserer Landesuniversität gethan hat bis auf den heutigen Tag.

Meine Herren Collegen!

Meine Herren Commilitonen!

Wenn ich nunmehr nach hergebrachter Sitte Ihre Aufmerksamkeit für eine Betrachtung bestimmteren Inhalts mir erbitte, so möchte ich nicht ein einzelnes, eng begrenztes Problem meiner Wissenschaft vor Ihnen erörtern. Diesen Entschluss bestimmte nicht das Bedenken, ob wir Philologen, denen man die Fähigkeit zu belehren ja wol nicht abspricht, auch im Stande seien zu unterhalten und für unsere Gegenstände zu interessieren, — sondern die Rücksicht auf den heutigen Tag. Die Gelegenheit, von dieser Stelle aus zu solchem Zuhörerkreise zu sprechen, erweckt in mir den Wunsch, Ihnen einige allgemeine Fragen vorzulegen, mit denen ich in meiner Thätigkeit mich zu beschäftigen oft Gelegenheit hatte, für deren Behandlung Ihre Aufmerksamkeit, Ihr Nachdenken, Ihr Urtheil mir besonders wertvoll sein muss.

Wir stehen längst am Beginne eines praktischen Zeitalters, welches vieles nachholen zu wollen scheint, was früher versäumt wurde. Keine Wissenschaft kann vornehm abseits stehen; bei jeder fragen wir nach der Anwendung; alle möchten etwas beitragen zum Nutzen weiterer Kreise, zur Lösung von Lebensfragen, zur Heilung von Schäden unserer unvollkommenen Welt. Lange Zeit haben wir jede wissenschaftliche, das heisst theoretische, nicht auf Zweck arbeitende Thätigkeit ungebührlich überschätzt. Vieles an sogenannter wissenschaftlicher Arbeit fordert doch nur mässigen, leidlich geschulten Verstand, während manches praktische Unternehmen einen grösseren Aufwand an individueller geistiger Kraft verlangt. Die dem Anscheine nach nur technischen Vorbereitungen zu einem heutigen Kriege, Transport, Aufmarsch und Verpflegung einer Armee von Hunderttausenden setzen mehr geistige Arbeit voraus, als die grösste wissenschaftliche Aufgabe, die wir heute uns zu denken im Stande sind.

Die Philologie haben wir uns gewöhnt als für die Schule arbeitend uns vorzustellen. Und in der That, wenn ihr Gegenstand nicht mehr Bestandteil des höheren Unterrichts und damit Grundlage unserer Bildung bliebe, so müsste die Philologie wol allmählich aufhören, denn wo sollte man die Anfangsgründe lernen, ohne welche ein wissenschaftlicher Betrieb nicht möglich ist! Wer die alten Sprachen nur als Bildungsmittel für den künftigen Philologen gelten lassen wollte, würde die Philologie aussterben lassen. Vielleicht wäre das nicht so schade nach der Ansicht eines grossen Theils unsres Volkes. Es findet ja ein lebhafter Austausch von Meinungen darüber statt. Theoretisch ist wol eine völlig andre Bildungsgrundlage denkbar. Aber wir historisch gebildeten Menschen können uns das noch nicht bestimmt genug vorstellen, und ganz soweit ist die Welt auch noch nicht mit ihren Wünschen. Neuerdings denkt man, wie es scheint, wieder etwas günstiger über die Altertumsstudien. Also wir pflegen uns die Philologie zu denken als für die Schule arbeitend. Damit ist der Standpunkt einer grossen Menge von Beurteilern gegeben, das Interesse an der Philologie erweitert. Dass aber darum die Beurteilung besonders wolwollend wäre, kann man nicht sagen. Das Gymnasium leistet nicht mehr, was man von ihm verlangt, weder in formaler Erziehung, noch in der Mittheilung bestimmter Kenntnisse. Die Philologie führt dem Gymnasium den meisten Lehrstoff zu. Sie muss sich also den grössten Teil der Vorwürfe gefallen lassen. Das bestimmt wesentlich das Urtheil über die Philologie als eine ebenso langweilige und ergebnislose Wissenschaft, wie das Gymnasium eine langweilige und erfolglose Unterrichtsanstalt ist. Zwar wenn man unsre Arbeit von Ferne betrachtet, so sind es die schönsten Gegenstände, mit denen wir uns beschäftigen. Ich erinnere an die Cultur des Griechenvolkes, deren einzelne Erscheinungen von jeder Zeit als Höhepunkte werden anerkannt werden: die griechische Sculptur, der dorische Tempel, die athenische Tragödie. Sehen wir aber auf die Anwendung, wie anders wird es da! Wenn der Gymnasiast mit seiner Schulmappe aus dem griechischen Unterrichte nach Hause tragt, so ahnt er kaum, dass es die Geschenke der Musen an das geistreichste Volk der Erde sind, welche er angeblich empfangen hat. Und wollten wir's ihm sagen, er lächelte uns verwundert an und kehrte in seine moderne Welt zurück, die bessere Gaben für ihn bereit hat.

Ist das der Erfolg der vielgerühmten pädagogischen Methode? oder ist es der Mangel, den jeder menschliche Gedanke in der Ausführung

zeigt? oder endlich ist es gar nicht das wirkliche classische Altertum, das dort gelehrt wird, — hätte man das nur im rein wissenschaftlichen Betriebe zu suchen? Wir müssen uns den jetzigen Stand der Philologie ansehen. Ob der so beschaffen ist, dass von da aus bei einfacher und richtiger Anwendung dem Gymnasium Hilfe kommen kann, danach zu fragen liegt mir heute ob. Wie gross die Schäden des Gymnasiums sind, das überlassen wir passend denen zu erörtern, deren Aufgabe es ist. Es wird aber wol richtig sein, dass weniger gelernt wird und doch nicht viel weniger gearbeitet, als früher. Es wäre nun leicht einen Hymnus zu singen auf die erhabene Höhe der an den Universitäten gepflegten Wissenschaft und für die Fehler des Gymnasialunterrichts die unvollkommenen Lehrer verantwortlich zu machen. Die weitere Frage müsste doch lauten: woher kommt es dass die Lehrer so unvollkommen sind? Dem abzuhelfen hat sich in den allerletzten Zeiten eine neue Kunst aufgethan, die man Pädagogik nennt. Von ihr muss ich in Kürze reden.

Als Gymnasiast erinnere ich mich überhaupt nicht das Wort gehört zu haben. Als wir Studenten waren, gebrauchte man es scherzweise. Jetzt aber ist es ein ernstes Zauberwort geworden, und manche unserer Studenten scheinen abgesehen von ihrem Abiturientenexamen nur noch die Kunst der Pädagogik als etwas für ihre Ausbildung wichtiges zu betrachten, in ihren Fachstudien dagegen eine unliebsame Störung zu sehen. Solche Uebertreibungen folgen aus der krankhaften, an das Mystische grenzenden Ueberschätzung, welche zur Zeit die Pädagogik auch in den Kreisen der Lehrer und des Publicums genießt. Geschichtlich betrachtet ist diese Ueberschätzung nur die Gegenwirkung gegen die vielfach unfruchtbare Schulgelehrsamkeit der Universitäten, und sie wird ihre Zeit haben wie alles in der Welt. Einstweilen fordert sie Beachtung. Gegen eine praktische Vorbildung des künftigen Gymnasiallehrers, wenn sie durchführbar ist und nicht das nötige vorhergehende Lernen beeinträchtigt, wird kein Verständiger etwas einwenden. Freilich behaupte ich ohne weiters: ein begabter Mensch, von Haus aus gebildet und mit guten Kenntnissen versehen, braucht sie nicht. Er findet seinen Weg allein und was er an Kraft und Zeit bei dem Suchen und Versuchen verliert, das wird sein Unterricht an Unmittelbarkeit gewinnen. Unsere Väter haben ausgezeichnete Lehrer gehabt und sie waren nicht pädagogisch ausgebildet. Ich selbst habe einen Lehrer von so hoher Vollkommenheit gehabt, wie, glaube ich, wenige von Ihnen in ihrer Erinnerung dessen

sich freuen können. Dieses vortrefflichen Mannes Unterricht war ganz Leben und Persönlichkeit; die Dressur eines pädagogischen Seminars hätte ihm nur schaden können¹⁾. Aber, wendet man ein, die vielen, welche wenig begabt, wenig gebildet sind und in ihrem Fache wenig gelernt haben! Wenn es eine Pädagogik gäbe, die diese zu brauchbaren Lehrern zu machen verstände, so würde ich solcher Kunst Wirken aufrichtig bedauern. Denn das hiesse die Herrschaft der Schablone aufrichten. Wo Verstand und rechter Sinn fehlt, da bietet das Eins zwei drei einer angelernten Methode den denkbar traurigsten Ersatz. Früher wurden die Schüler bei den guten Lehrern in heilsamer Weise angestrengt; bei den schlechten, die es auch geben musste, ruhten sie aus. Fortan würde jeder mit seiner angelernten Methode den gleichen Druck ausüben. Es würde mehr immerhin noch brauchbare Lehrer geben und weniger Schüler vielleicht, als früher, würden abfallen. Aber das individuelle Leben in unserer Jugend müsste ersticken, wenn alles gleichmässig gelangweilt nach dem Tacte der toten Formeln einhermarschierte.

„Nicht was ich angebunden,
 War, was am schönsten blühte,
 Sondern was ich liess ranken
 Nach seinen eigenen Gedanken.“

Ich bilde mir nicht ein, in diesen Aphorismen etwas allgemeingiltiges gesagt zu haben über eine Zeitrichtung, von der zahlreiche Männer das Heil des Gymnasiums erwarten. Ich beanspruche nur für mich das Recht zu bekennen, dass ich diese Richtung für einen Irrtum halte, insofern sie zur Unterschätzung der notwendigen Grundlage alles Lehrens, des fachmässigen theoretischen Lernens, führt. Wer wirklich gelernt hat, was er lehren soll, der braucht wol der Uebung, aber keiner geheimnisvollen Künste zur Ausübung seines Berufes. Wir müssen alle Pädagogen sein. Etwas anderes als eine pädagogische Betrachtung will auch ich heute nicht geben.

Ueberblicken wir nun unsere heutige Philologie, immer die Möglichkeit im Auge, dass ein Teil der Schuld an den Mängeln des Gymnasiums bei uns akademischen Lehrern und im Betriebe unserer Wissenschaft liege.

Die Philologie, wie sie heute in Deutschland getrieben wird, ist genau hundert Jahre alt. Wir können ihr Niveau messen an den Leistungen der Vertreter als Individuen und an dem Niederschlage in der Literatur.

Dass sie den Höhepunkt überschritten hat, könnte man damit beweisen, dass von den grossen Meistern des Faches auch nicht einer mehr lebt. Sie und alle die weniger bedeutenden haben freilich soviel gearbeitet, dass jetzt auch der Geringste manches wissen kann, was vor fünfzig Jahren noch keiner wusste. Wenn ich aber darum von den gewaltigen Fortschritten der letzten Jahrzehnte namentlich die Jüngeren reden höre, welche meinen, die Wissenschaft fange eigentlich erst mit ihnen an, — so frage ich mich: glaubt denn wirklich ein einsichtsvoller Mensch, Lachmann hätte die antike Poesie oder Böckh die Wissenschaft vom athenischen Staate oder Niebuhr die Geschichte des Altertums weniger beherrscht, als die sich heute dieser Gebiete Kenner dünken? Dass die Philologie im Abnehmen begriffen sei, werden viele ihrer Vertreter leugnen. So wird namentlich in akademischen Reden zum Gegenbeweis oft hingewiesen auf den grossen Zuwachs an Inschriften, Vasen und anderen archäologischen Funden, sodann besonders auf die Reinlichkeit der Methode. Aber schon die Thatsache solcher Erörterung sollte uns bedenklich machen. Dergleichen Zweifel kommen nicht in schaffensfreudiger Zeit. Schon der apologetische Ton mindert den Wert der Argumente. Betrachtungen über Methode sind unfruchtbar für die Arbeit. Dazu kommen die ewigen Auseinandersetzungen über Begriff und Umfang der Philologie. Etwas kann man der deutschen Gründlichkeit zu gute halten. Aber diese Betrachtungen sind doch ein Kennzeichen des Niederganges. Wenn die Wissenschaft viel zu thun hat und mit Erfolg arbeitet, so hat sie wahrlich keine Zeit zu fragen, was denn eigentlich der Gegenstand ihrer Thätigkeit sei. Man könnte sich dabei beruhigen, dass es das politische und geistige Leben der Griechen und Römer ist und jeder würde nach Fähigkeit und Neigung seine Arbeit finden.

Nähern wir uns nun dem besonderen Gegenstande unserer Betrachtung. Die philologische Schriftstellerei unserer Tage stellt sich dem Blicke des Unbetheiligten dar als eine mehr oder weniger umständliche Beschäftigung mit unbedeutenden Dingen. Es gilt dies nicht bloss von der Textkritik. Diese ist als Mittel zu einem Zwecke notwendig. Aber sie soll nicht ausarten in Spielerei. Es scheint nun, als ob diese Beschäftigung mit Kleinigkeiten, die auch an das Geringste die Forderung grösster Genauigkeit heranbringt, das Unterscheidungsvermögen in Bezug auf Wichtiges und Unwichtiges bei dem Philologen beeinträchtigt hätte. In älteren Romanen finden wir manchmal Philologen durch

die Geringfügigkeit ihrer schriftstellerischen Vorwürfe charakterisiert. Wie würde die Schilderung heute ausfallen, wo unzählige Abhandlungen Fleiss und eine gewisse Art von Scharfsinn auf die denkbar unbedeutendsten Gegenstände verwendet zeigen. Dass sie dem fernliegenden Altertume gewidmet sind, gibt ihnen einen Anstrich von Gelehrsamkeit, den Schein von etwas ernsthaftem. Man versuche von diesem Momente abzusehen. Wenn man untersuchen wollte, wie sich in einer modernen Stadt Eigennamen und Beschäftigungsarten auf Strassen und Quartiere verteilen, so wäre das eine ebenso mühsame Arbeit, und jedes Adressbuch würde auf diese Weise den Stoff für Dutzende von Dissertationen bieten.

Unter diesem Gesichtspunkte der Freude am Kleinen wird auch der seit anderthalb Jahrzehnten geweckte Eifer für lateinische Rechtsprechung verständlich. Man quält sich und Andere mit Feststellung der richtigen Aussprache einer toten Sprache. Angenommen, man könnte alles feststellen, was wird erreicht? Man gibt dem Worte einen für das Ohr des Nichtfachmannes fremdartigen Klang und erhöht dadurch die Schranke zwischen dem philologisch Gelehrten und dem nur Gebildeten. Oder meint man, dass dieser mit der Zeit jenem nachfolgen und die dem Lateinischen entlehnten Fremdwörter ebenso sprechen wird? Und wäre das alles geschehen, so wäre das doch nur etwas ganz äusserliches, während das Wesentliche, die Kenntniss und der Gebrauch der lateinischen Sprache, auf einen stets kleiner werdenden Kreis von Kennern sich beschränkt und der Durchschnittsgymnasiast kaum noch drei Sätze frei und richtig schreiben lernt. Jene Studien haben für die Wissenschaft ihren Ertrag. Wo aber im Lehrbetriebe nicht alles mehr geleistet werden kann, ist es verkehrt das Geringe zu pflegen und das Grössere darüber mit Bewusstsein zu vernachlässigen.

Aehnliches sehen wir im Griechischen. Aus den Inschriften haben wir gelernt die Fehler der Texte in der Schreibung der Worte zu verbessern und manche tiefer gehende Erkenntniss dadurch gewonnen. Ist es aber nicht kindisch, das seit Menschengedenken unter dem Vocal stehende *Jota subscriptum* nun hinter den Vocal zu setzen und durch diese befremdende Aeusserlichkeit die Aufmerksamkeit des Lesers von wesentlicheren Dingen abzulenken? In hundert Jahren wird man das vielleicht für selbstverständlich halten, aber einstweilen, denke ich, hätten wir wichtigeres zu thun.

Es scheint, als ob die Arbeit allmählich von den Höhepunkten des

Altertums hinweg weiten Nebengebieten sich zugewandt hat, um diese mit Emsigkeit zu bebauen. Abgesehen von der römischen Epigraphik der Kaiserzeit blühen die alexandrinischen Studien bis zu ihren Ausläufern in Scholien, grammatischen und metrischen Tractaten spätester byzantinischer Zeit. Hier wird vieles mit religiöser Sorgfalt veröffentlicht und zum Gegenstande von Untersuchungen gemacht, was man noch vor einigen Jahrzehnten abseits hatte liegen lassen, weil man mit Besserem zu thun hatte, — vieles auch, was selbst jetzt noch keine Beziehung auf vorhandene Erkenntnis hat. Es wird als Material für spätere Zeit aufgespeichert, weil gerade Arbeitskräfte frei sind und hier am leichtesten etwas zu leisten scheint, was gelehrter Arbeit ähnlich sieht. Welchen Wert nun vollends solche Beschäftigungen für den Arbeiter selbst und namentlich den jugendlichen, dem sie doch vorzugsweise zufallen, haben können, wenn er, wie gewöhnlich, weiter noch nichts gearbeitet hat, das dürfte für einen Nichtphilologen schwer einzusehen sein. Aber auch der fertige Gelehrte scheint mehr als früher auf diesen Nebengebieten und im Sinne dieser Mikrologie thätig zu sein. Betrachten wir unsere Fachzeitschriften. Das „Rheinische Museum“ enthält in seinen älteren Jahrgängen manchen Aufsatz, der auch dem Nichtphilologen verständlich und interessant war, weil nicht die Anmerkungen und die Quisquilien die Hauptsache daran waren, sondern der grosse Wurf, der ihn als etwas besonderes auszeichnete. Heute gehören solche Arbeiten zu den Ausnahmen. Demnach scheint es wirklich, als ob auf den Höhepunkten der Altertumswissenschaft der Stoff durch die Menge der schriftstellernden Hände erschöpft wäre und nur noch Kleinigkeiten, wahrscheinlich in weiter abnehmendem Werte, an die Reihe kommen könnten.

Aber dem gegenüber steht doch ein erheblicher Zuwachs an neuem wissenschaftlichem Material, zwar weniger für die wichtigsten Quellen, die Schriftsteller, aber doch ein Zuwachs an griechischen und lateinischen Inschriften, an Werken der alten Kunst, Sculpturen und bemalten Vasen, Funden von solchem Umfange, dass — so lesen wir manchmal — der wissenschaftlichen Arbeit Stoff auf kaum absehbare Zeit zugeführt worden ist. Hier kann man freilich oft die Beobachtung machen, dass im ersten Eifer, in der Freude über das Gefundene das Neue stark überschätzt wird, dass es wol einen stofflichen Zuwachs darstellt, im Verhältnis zu dem bereits Vorhandenen jedoch eine geringe Erweiterung unserer Anschauungen. Der Zuwachs ist, wie das nicht

anders sein kann, zufällig. Ein Gesang Homers, ein Buch Tacitus oder Livius lehrt mehr, als vielleicht hundert Inschriften. Aber was der Schooss der Erde unerwartet hergibt, was den handschriftlichen Stapelplätzen der grossen Bibliotheken entnommen wird, das erscheint, ich möchte sagen: vornehmer, als was in gedruckten Büchern für jedermann zu lesen steht, und so nimmt hier die Literatur eine Richtung auf das Stoffliche, dessen Herr zu werden sie sich vergebens bemüht.

Zuerst ein Wort über handschriftliche Collationen. Dass man ungebührlich vernachlässigt hätte, was in den Handschriften steht, kann man seit Immanuel Bekker nicht mehr sagen. Aber diese Thätigkeit wird jetzt mehr geübt. Man arbeitet genauer und, was den Einzelnen betrifft, innerhalb engerer Grenzen. Principiell ist der Standpunkt nicht geändert. Das Verdienst ist darum nicht so gross im Zeitalter der Rundreisebillets und Reisestipendien. Man sollte nicht vergessen, dass gute Collationen auch ein geübter Handwerker anfertigen kann und die Hauptsache doch immer bleibt, was jemand durch geistige Verarbeitung des Rohmaterials daraus macht. Wie anders stellt sich die heutige Praxis dar! Collationen, manchmal zu den unbedeutendsten Schriftstellern, zu späten, namenlosen Tractaten werden in grösster Ausführlichkeit bis auf die unwichtigste Kleinigkeit, unverarbeitet veröffentlicht, manchmal ohne dass auch nur der Versuch gemacht wird, ein Ergebnis zu gewinnen. Wo liegt das geistige Verdienst solcher Arbeit? Dass mit der Zeit einmal, wenn ähnliches weiter aufgehäuft wird, das Ganze sich einer schliesslichen Durcharbeitung nützlich erweisen kann, gebe ich zu. Aber die Anhäufung selbst hat keinen Bildungswert. Dennoch treibt man bei uns die Ueberschätzung des Rohstoffes so weit, dass wenn man von einem Gelehrten weiss, er besitzt Collationen zu diesem oder jenem Schriftsteller, dieser Besitz als ein Schatz guter Werke angesehen wird, auch wenn der Betreffende noch nichts mit diesem Schatze geleistet hat. Ja vielleicht gerade deshalb! Denn die Beurteilung fand noch nichts auszusetzen, die Erwartung und die Reclame haben noch freies Feld, die Hochachtung vor dem unbekanntem Schatze kann sich in's ungemessene steigern²⁾. Vielleicht ist das der Grund, weswegen die Mitwelt manchmal überhaupt nichts von solchen Collationen zu sehen bekommt. Sieht man auf die Anwendung dieser Hilfsmittel, so bleibt doch fast immer das wirkliche Ergebnis zurück hinter der Verehrung, welche die Collation genoss, so lange sie noch im Naturzustande dem Publicum gezeigt wurde.

Was haben dagegen geistvolle Herausgeber früher und jetzt ohne neue Mittel für ihre Schriftsteller geleistet! Vor zehn Jahren erschien Rutherford's schöne Phynichusausgabe und beleuchtete das Gebiet des Autors durch eine Menge völlig neuer und zum Teil richtiger Gesichtspunkte. Der deutsche Recensent wusste nichts besseres zu sagen, als: „aber neue Collationen fehlen“, — und zeigte damit wieder, dass es ihm mehr auf die Lehrmittel ankommt, als auf den geistigen Zweck. Die eigentliche Philologie steht ja in Deutschland höher, als in England und Frankreich, aber in der Verarbeitung des Stoffes auch in Schriftstellerausgaben können wir noch von unseren Nachbarn lernen, vielleicht gerade deshalb weil sie noch nicht unter dem Banne der Collation stehen. Klarheit des Ausdrucks ist Vorzug der Franzosen, einfaches, ruhiges Erfassen des Thatsächlichen der Engländer. Wie wolthuend wirkt das auch wenn nichts neues gebracht wird! Die deutschen Herausgeber machen es vielfach wie die antiken Scholiasten: sie klammern sich an die Erklärung eines überflüssigen Wortes und vernachlässigen darüber das Wesen der Sache³⁾.

Grossartiger tritt, uns der neue Stoff auf dem Gebiete der alten Kunst, den Begriff im weitesten Sinne genommen, entgegen. Ich will hier nicht von der Archäologie reden, welche immer mehr zu einer eigenen Wissenschaft neben der Philologie sich ausbildet. Sie wird auch ihr eigenes praktisches Absatzgebiet immer mehr sich abgrenzen und hoffentlich wird das nicht die Schule sein, sondern das Museum. Ich spreche nur von dem Stoffe, soweit er für den Altertumskundigen überhaupt als eine Art seiner Ueberlieferung in Betracht kommt. Kein Gebiet unserer Studien hat ähnlichen Zuwachs aufzuweisen, seit in den letzten Jahrzehnten die Stationen auf classischem Boden erweitert, die Zahl der Stipendien vermehrt, die Ergebnisse vieler Ausgrabungen schnell zu allgemeiner Kenntnis gebracht worden sind. Haben wir entsprechend diesem Aufwande an Mitteln auch an neuer und sicherer Erkenntnis gewonnen? Wenn man die archäologischen Specialisten fragt, gewiss! Denn sie sind vorgedrungen bis zu den feinsten Stilanalysen an einzelnen Künstlern und Schulen, über welche man noch vor wenig Jahrzehnten nur ganz allgemeine und meist unsichere Vorstellungen zu haben offen eingestand. Aber freilich, sieht man näher zu, so zeigen diese Fortschritte alle Eigentümlichkeiten sonstiger philologischer Specialitäten. Begründet und behauptet von einem kleinen Kreise ehemaliger Stipendiaten, werden

die Anschauungen nicht einmal von diesen allen geteilt; über das Einzelne stimmen kaum zwei von ihnen überein. Die Erörterung verliert sich in geringfügiges, uncontrolierbares Detail. Sie wird geführt in einer über den Bereich der Philologen hinaus kaum noch verständlichen Terminologie, die, wie es scheint, eigens zu diesem Zwecke erfunden ist und nur noch in der philosophischen Schulsprache ihres gleichen hat. Dem Unbeteiligten mag es manchmal scheinen, als werde hier esoterische Gelehrsamkeit gepflegt und gezeigt hauptsächlich damit deren Vertreter sich als Träger eigener Meinungen citieren können. Reinliche, sichere wissenschaftliche Ergebnisse müssen sich von allem gelehrten Beiwerk entkleidet in einer einfachen, dem Gebildeten verständlichen Sprache ausdrücken lassen, ja diese Ausdrucksfähigkeit ist der Prüfstein für jedes wirkliche Resultat, und populäre Darstellung im guten Sinne ist letzter Zweck jeder theoretischen Wissenschaft. Ist das richtig, so ist die archäologische Arbeit noch nicht soweit gediehen, wie ihre Vertreter glauben möchten. Sehen wir auf frühere Zeiten, so besitzen wir Darstellungen einzelner Teile, welche sich dem grossen Werke Winckelmann's mit Ehren anreihen. Ottfried Müller's Handbuch, Brunn's Künstlergeschichte, Friederichs' „Bausteine“ gehören meiner Ansicht nach dazu. Die jetzige Periode hat viele kostbare Publicationen auf stärkstem Cartonpapier hervorgebracht, aber ich wüsste kein Buch, welches ich jenen an die Seite stellen möchte in ihrer anspruchslosen, sachlichen Einfachheit, in ihrer Bedeutung als selbständig zusammenfassende Darstellungen des Wissens ihrer Zeit. Das Buch des trefflichen, bescheidenen Friederichs ist nach seinem Tode neu bearbeitet worden. Es ist doppelt so dick, an Stoff viel reicher geworden; und doch — wäre ein Buch ein lebendes Wesen, man möchte sagen: es ist gelehrter geworden, aber nicht gebildeter. Und das wird wol von dem grössten Teile der jetzigen archäologischen Literatur gelten, wenn man sie nicht mit der Voreingenommenheit des Fachmannes ansieht: grosse, zum Teil wertvolle Stoffmassen sind angehäuft; der Stoff an sich wird überschätzt; die Wissenschaft hat ihn nicht bemeistert, noch nicht durchdrungen mit bleibenden, allgemein verständlichen Gedanken. Selbst wenn wir an die wirklichen Entdeckungen dieses Zeitalters denken: wer schreibt denn jetzt ein lesbares Buch über Olympia oder Pergamon? Die Fachgelehrten kennen und erörtern in ihrer Schulsprache hundert und tausend Einzelheiten. Aber was aus den Funden für die Umgestaltung der historischen und künstlerischen Gesamtanschauung wissenswertes

// tb

//

//

sich ergibt, wo steht denn das zu lesen? Kein Zweig der Altertumswissenschaft ist zur Zeit in gleicher Weise angesehen, ich möchte sagen: gesellschaftsfähig; für keinen wird soviel Geld aufgewandt, und in den grossen Städten in der Nähe der Sammlungen mehren sich die Liebhaber und Gönner. Aber die Einwirkung dieser Studien auf das Bildungsbedürfnis unserer Zeit ist lange nicht so bedeutend, wie man nach dem grossen Aufwande an Mitteln erwarten sollte. Und wenn man das Gymnasium fallen lässt wegen seiner nicht mehr zeitgemässen Lehrstoffe, die Archäologie von heute kann ihm nicht aufhelfen trotz aller Bemühungen ihrer Vertreter, für ihre Artikel in der Schule Absatz zu gewinnen.

Uebersehen wir noch einmal das Ganze der Altertumswissenschaft unter dem zuletzt verfolgten Gesichtspunkte. Dass der Stoff in ihr überwiegt und nicht die bildenden Gedanken, beschränkt ihren Einfluss auf unsere allgemeine Bildung. Was für Anregungen haben einzelne Epochen in dem Zeitraume von Lessing und Winckelmann bis auf Goethe, Humboldt und Niebuhr geschöpft aus weit bescheidenerem Stoffe! Solcher Einfluss ist von der jetzigen philologischen Schriftstellerei aus nicht möglich. Wir meinen zwar, dass damals die Philologie als Fach in Deutschland nicht so hoch stand, und Träger jener Anregungen waren auch nicht gerade die Fachphilologen, sondern die gebildeten Schriftsteller, welche das Altertum kannten. Diese fehlen jetzt. Das Altertum mit seinen Stoffen fällt mehr und mehr den Facharbeitern anheim, welche die Kluft zwischen Philologie und Bildung erweitern. Der Philologe ist nicht mehr Schriftsteller, der Schriftsteller nicht unter den Philologen zu suchen.

Es ist merkwürdig, der Philologe, dem nichts zu gering ist, dass er nicht noch etwas darüber zu sagen wüsste, dem nach der Bedeutung seines Namens das Wort alles ist, — der müsste doch eigentlich Meister der schriftstellerischen Technik, Künstler in Form und Methode sein, auch wenn der Inhalt seiner Arbeiten keinen grossen Wert hätte. Kann nun der heutige Philologe das von sich sagen? Was die Frage nach der Form im allgemeinen betrifft, so bitte ich jeden, den sie interessiert, zu lesen, was vor beinahe hundert Jahren Schiller niedergelegt hat in seiner Abhandlung „über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“⁴⁾. Wir werden nicht allem zustimmen, aber manches, worauf es hier ankommt, ist nie treffender und schöner gesagt worden. Ueber den Stand der jetzigen philologischen

Schriftstellerei nach dieser Seite hin in Kürze zu sprechen ist zwecklos. Sie zeigt alle Gattungen von der langweiligsten bis zur amüsantesten, aber die Wirkung ist nicht immer beabsichtigt. Ein dem Gegenstande angemessener, richtiger und gebildeter Ausdruck ist nicht das Gewöhnliche; ein wirklich gut geschriebenes Buch gehört zu den Seltenheiten. Wollte ich den Beweis versuchen, dass das anders sei, als früher und auf anderen Gebieten, so würde ich viel mehr Zeit gebrauchen, als mir heute zusteht. Ich stelle darum die Behauptung auf, dass wenn man jetzt im allgemeinen von einer Stilverwilderung spricht, die philologische Schriftstellerei keine Ausnahme macht. Es ist geradezu überraschend, wie garnicht selten auch bei den besseren Schriftstellern nicht etwa Fehler des Versehens sind, sondern Geschmacklosigkeiten, die auf einer gewissen Absicht beruhen. Man kann nicht sagen, was man dem Gelehrten im allgemeinen gern zum Vorwurf macht, dass der Philologe gegen die Form gleichgiltig sei; er sucht sie sich, ist aber nicht immer glücklich darin.

Hier muss ich auch ein Wort sagen über die philologische Polemik. Bei einem Ueberblicke über die Literatur auch nur eines Jahres sind alle Schattierungen leicht zu finden von plumper Grobheit und an Verleumdung grenzender moralischer Verdächtigung bis herunter zu vornehmthuender Schnödigkeit und schnell hingeworfener, leichter, ich möchte sagen: eleganter Verletzung durch kurze Wendungen, die nachgeahmt, schnell beliebt und dann fast typisch werden. Dieses Gebiet ist so unerfreulich, dass ich es vorziehe keine Beispiele aus meinen Sammlungen zu geben⁵⁾. Ich habe mich oft gefragt, weswegen gerade bei den Philologen die Polemik eine so wenig anständige Form angenommen hat, und meinte manchmal den Grund zu finden in mangelhafter Erziehung bei Herkunft aus niederen Lebensverhältnissen. Das trifft für einzelne Fälle zu, aber nicht für alle. So muss der Grund wol in der Sache liegen. Zwar wir führen alle das schöne Wort im Munde, das Ovid an den thrakischen Kotys richtete, das Wort von der bildenden und sittigenden Kraft der Wissenschaft, sind auch überzeugt, dass das, was wir treiben, Wissenschaft ist. Aber leider, die Beschäftigung mit ihr macht keine gebildeten Menschen mehr, sie möchte im Gegenteil in ihrem heutigen Betriebe wol eher einen nachteiligen Einfluss auf die menschliche Erziehung haben. Die Beschäftigung mit so vielen kleinen Dingen muss wol zum Rechthabenwollen, Nörgeln und Zanken stimmen, die von so viel zufälligem abhängende Ueberlieferung und die Unsicher-

heit des Wissens muss wol dem willkürlichen Meinen so viel Spielraum gewähren, dass es ohne Streit nicht abgeht. Der Philologe meint freilich das Richtige leichter zu finden, als ein anderer Mensch, mit Hilfe seiner Methode, die untrüglich sein müsste, wenn sie alle Vorzüge besässe, welche der Einzelne ihr zuschreibt, und nie wol ist so viel von der Methode geredet, wie jetzt. Aber sehen wir auf die Anwendung, — was der Eine auf methodisch richtigem Wege gewonnen zu haben meint, das hält der Andere nicht nur für sachlich falsch, sondern, wenn er deutlich wird, für eine persönliche Dummheit des Gegners. Also was ist hier Methode? Ein Ornament, das jeder seinem Arbeitsergebnisse beilegt, ein Ausdruck, mit dem der Andere den Punkt zu bezeichnen liebt, den er anzugreifen im Begriff ist. Eine besondere Methode, die etwas anderes leistete, als der natürliche Verstand und die Kenntnis gegebener Dinge, ist als Vorrecht einer besonderen Menschenklasse noch nicht erfunden. Die philologische Polemik könnte eher beweisen, dass es eine sichere philologische Methode nicht gibt.

Man wird demnach von der philologischen Schriftstellerei als Kunst keine hohe Vorstellung gewinnen. Von dem Popularisieren im guten Sinne ist sie weit entfernt. Wenn der Philologe wirklich einmal das gelehrte Detail bei Seite lässt und einen grösseren Kreis von Lesern sich denkt, dann errichtet ängstliche, eine freie Darstellung hindernde Vertrautheit mit engen Wissensgebieten da, wo freierer Ausblick sich zeigen könnte, die bekannte hohe Coulisse mit der Warnung „dass wir das eigentlich nicht wissen können“. Das mag gut sein für den Unterricht und wertvoll an Seminararbeiten, ist aber ein Mittel gegen jede schriftstellerische Leistung.

Zu den Eigentümlichkeiten der Philologie gehört eine Art von Associationsbedürfnis in der Arbeit, welche deren Charakter wesentlich bestimmt. Früher zeigten die Meister bahnbrechend den Weg. Sie deuteten bisweilen nur die Hauptpunkte an, unbekümmert, ob sie in Nebensachen irrten und den Geringeren Anlass zur Verbesserung gäben. Diesen fiel dann die weitere Ausführung der Gedanken jener zu, und das unterste Geschlecht der Arbeiter besorgte weiter den Vertrieb der Waare an die Consumenten. So hoben sich deutlich von einander ab nach Rang und Bedeutung die Gelehrten, aber auch die gelehrte Arbeit nach ihrer Beschaffenheit. Heute ist das anders geworden. Die Zeit der grossen Leistungen ist vorüber, die kleinen Leute nähern sich

mehr den wirklichen Gelehrten. Das allgemeine Niveau der philologischen Literatur wird höher liegen, als früher oder, wie man auch sagen kann, die Zahl der Schriftsteller, die schulgerechte Arbeiten veröffentlichen, ist grösser⁶⁾. Es vollzieht sich ein Ausgleich der Leistung, und das zeigt auch die Art der Arbeit. Dies möchte ich an einer Erscheinung darlegen.

Können wir uns wol Böckh oder Gottfried Hermann⁷⁾ oder Ottfried Müller oder Welcker vorstellen monatelang zählend, wie oft dieses oder jenes Wort bei diesem oder jenem Autor vorkomme, das alles in grosse Tabellen eintragend und darnach Ansichten formulierend über grammatische, metrische, literaturgeschichtliche Erscheinungen? Gewiss nicht! Der Meister warf seine Eindrücke, seine Beobachtungen, seine Gedanken hin und überliess höchstens dem Handwerker zu zählen, ob es richtig wäre. Heute aber zählen sie alle und machen Tabellen, gleichviel ob sich Folgerungen daraus ergeben oder nicht. Dass diese Folgerungen zum grossen Teile, zum Beispiel in Bezug auf Abfassungszeit von Schriften, gar keinen wissenschaftlichen Wert haben, will ich nicht hervorheben. Denn ich will nur die Art der Arbeit betrachten, und die Arbeiter treiben dieselbe nicht nur zur Uebung ihrer Fähigkeit im Zählen, sondern sie meinen auch wissenschaftliche Ergebnisse zu gewinnen. Man nennt das die statistische Methode und vertraut derselben ziemlich allgemein, so dass man sein Misstrauen gegen jede „flüchtig hingeworfene“ Bemerkung ausspricht, so lange noch nicht gezählt und in Tabellen eingetragen ist. Diese Arbeitsart ist ausgegangen von der Forderung grösserer Genauigkeit, „Exactheit“, wie man seit einigen Jahrzehnten sagt und damit einen Vorzug naturwissenschaftlicher Arbeitsmethode sich zu eigen zu machen denkt, — in ihrer Anwendung ist sie das Gegenteil der individuellen Art, in der unsere früheren Philologen arbeiteten. Es bedarf zu solcher Arbeit eigentlich keiner Individualität, ja nicht einmal eines Individuums zu derselben Arbeit. Es können beliebig viele sich in ein Gebiet teilen und erst für sich zählen, dann ihre Ergebnisse vereinigen. Es ist auch Material vorhanden für unabsehbare Zeit, während man sonst leicht über Mangel an Stoff zu neuen Arbeiten klagt, — denn man kann schliesslich alles und jedes der Zählmethode unterwerfen. Darum habe ich diese Arbeitsart für unsere Zeit bezeichnend genannt. Denkt man sich diese Methode und eine beliebige Zahl von Arbeitern einer denkenden Leitung unterstellt, welche die Aufgaben

gibt und die Antworten zu Ergebnissen vereinigt, so hat man im kleinen ein Abbild unseres socialen Lebens, welches die Einzelthätigkeit in Maschinenarbeit umgestaltet hat. Oben drückt es und unten beginnt es zu arbeiten und so entstehen hundert Schriftsteller, wo man zu unserer Väter Zeit kaum einen einzigen hätte gelten lassen. Am ausgezeichnetsten und in einer für das Ganze höchst nützlichen Weise wird dieses Princip in dem „Archiv für lateinische Lexicographie“ angewandt. Aber ich könnte viele andere Gebiete nennen, die auf ähnliche Weise bearbeitet werden. Der Stoff ist nicht jedem einzelnen erreichbar, und wo um der materiellen Mittel willen eine Associierung stattfindet, da zeigt sich ihre Einwirkung auch in der Verarbeitung. Gegebene Methoden werden nach höherer Anweisung möglichst sauber und gleichmässig angewandt und das Ergebnis sind gut geordnete Stoffsammlungen, mit deren Hilfe die Wissenschaft weiter arbeiten kann. Gewiss ist dieses Verfahren für das Ganze erspriesslicher, als wenn jeder einzelne mit unzulänglichem Stoffe seine eigenen Wege weiter gehen wollte. Aber ich möchte gerade darauf hinweisen, dass sich die Zeit geändert hat. Der originelle Kopf konnte früher mehr leisten, der Handwerker weniger; diesem ist sein Platz jetzt leichter angewiesen, und so ist es gekommen, dass sich in der Beschaffenheit der philologischen Arbeit immer mehr ein Niveauausgleich vollzogen hat, oder, wie der Herzog Theseus im „Sommernachtstraum“ es ausdrückt: „Das Beste in dieser Art ist nur Schattenspiel, und das Schlechteste ist auch nicht schlechter, wenn die Phantasie nachhilft.“

Freilich, wenn es nach der Menge des alljährlich Gedruckten ginge, so müsste die Philologie in hoher Blüte stehen. Die *bibliotheca philologica*, ein blosses Titelverzeichnis, bildet allein einen stattlichen Jahresband. Eine betriebsame Verlagshandlung beschenkt uns jährlich mit drei weiteren Bänden, denen sie in wolwollender Empfehlung den schönen Titel „Fortschritte der Altertumswissenschaft“ vordruckt. Die Zahl der wissenschaftlichen Zeitschriften ist gewachsen, zum Teil auch ihr Umfang, und was hier ein rechtschaffener Philologe wenigstens zu beachten hat, nimmt allein schon beträchtliche Aufmerksamkeit in Anspruch. Seufzend fragt er sich in dieser katalogisierenden Thätigkeit: wohin soll das führen, wenn das eine Reihe von Jahren so weiter geht? Wir stehen mitten in einer Erscheinung, welche ein Franzose kürzlich mit einem treffenden Ausdrucke kennzeichnete: *le culte de l'imprimé*⁸⁾.

Der Druck wird immer teurer, der Buchhandel verdient angeblich immer weniger und gedruckt wird mit jedem Jahre mehr.

Das ist das rein Aeusserliche. Gehen wir den Ursachen dieses Zustandes nach. Vor Jahren sagte mir ein einsichtsvoller Verlagshändler, die philologische Schriftstellerei in Deutschland zerstöre in ihrer Umständlichkeit und Breite eine Menge wirtschaftlich wertvoller Kräfte und schädige geradezu unseren Nationalwohlstand. Mir war der Gesichtspunkt neu, ich stand unter dem Banne des *culte de l'imprimé*. Seither habe ich verstehen gelernt, wie das Wort gemeint war. Man liest zwar in Recensionen von „lichtvoller Kürze“ und namhafte Philologen treiben die Kürze soweit, dass sie dunkel werden und in orakelhaften Anspielungen ihre Meinungen vor dem unwissenden Leser verstecken. Aber im ganzen liebt es der Philologe in grosser Ausführlichkeit nicht nur seine Ergebnisse darzulegen, sondern auch die Wege, auf denen er zu ihnen gelangt ist und deren ganze Vorgeschichte. Was auf zehn Seiten gesagt sein könnte, wird zu einem umfangreichen Buche. Und wenn man früher meinte, dass mit einem Buche ein gewisser Abschluss des Gegenstandes oder wenigstens der Ansicht des Verfassers über diesen Gegenstand gegeben sein müsste, so hat das jetzt nur einen provisorischen Charakter. Ein äusserliches Merkmal sind die „Nachträge“, die fast jedem Buche angehängt zu werden pflegen, nicht etwa, weil älteres übersehen wäre, sondern weil inzwischen neues erschienen ist, — Nachträge auch in der Form, dass dies und jenes inzwischen an's Licht getretene von dem Verfasser nicht mehr hätte benutzt werden können. Ein solches Buch giebt also streng genommen den Standpunkt eines schnell überholten Zeitpunktes, vielleicht einer einzigen Woche. Schreitet denn wirklich die Wissenschaft so mit Riesenschritten fort, wie in einem glücklichen Zeitalter grosser Entdeckungen? Oder ist es nicht vielmehr Ueberschätzung unwesentlicher Kleinigkeiten, deren Erwähnung gleich einem Kunstgriffe literarischer Technik mehr den Verfasser legitimieren, als das Wesen der Sache treffen soll? Früher meinte man, zwei Bogen, der Mindestumfang einer Dissertation, entspreche etwa dem, was ein Anfänger in wissenschaftlicher Form mit eigenen Kräften zu bieten vermöge. Jetzt, wo Dissertationen geschrieben werden, um jedesmal den Inhalt ähnlicher Arbeiten zusammenzufassen und demnächst wieder künftigen zu gleichem Zwecke zu dienen, wo man Dissertationen zu stattlichen Bänden sammelt, sind Arbeiten von Hunderten von Seiten

keine Seltenheit. Die brauchbaren eigenen Beobachtungen und die leitenden Gedanken einsichtsvoller Lehrer, um derenwillen man diese Arbeiten beachten möchte, sind versteckt unter Haufen von Materialsammlungen. Das Sammeln von Material ist überhaupt das Wesentliche der jetzigen philologischen Schriftstellerei. „Solche Arbeiten kann man nicht hier machen, sondern nur an einer grossen Bibliothek“, hört man oft sagen, und es ist manchmal richtig und namentlich gegenüber wirklichen Gelehrten. Aber die Rede bedeutet etwas ganz anderes. Gewöhnlich handelt es sich um Anfängerarbeiten und Dissertationen. Was haben wir zu erwarten, wenn sich erst die Stipendiaten an die grossen Bibliotheken setzen und was sie dort aufsaugen, schnell durch den Druck veröffentlichen? Auf die Person, die arbeitet und was sie von ihren Gedanken hinzubringt oder selbst dabei für ihre geistige Ausbildung gewinnt, kommt es dieser Anschauungsweise garnicht mehr an, — wenn die Arbeitsmaschine nur functioniert, wenn die Mühle nur klappert und etwas dabei zum Vorschein kommt, was wie Mehl aussieht. Nur möge man nicht meinen, dass der Schnellpressendruck bloss die unreifen Anfangsstufen beherrscht. Es wird überhaupt viel zu viel veröffentlicht⁹⁾. Kann man es den Holländern eigentlich verdenken, dass sie lieber gar nichts mehr lesen, um ungestört vom Getriebe und Gezänke der gelehrten Welt die alten Autoren, das ihnen lieb gewordene Feld der Ueberlieferung, weiter zu pflegen?

Alle diese Merkmale der heutigen philologischen Literatur sind geeignet die hohe Meinung erheblich einzuschränken, welche die Philologen selbst von ihren literarischen Leistungen zu haben pflegen. Ich habe nicht alle Gebiete dieser Literatur berücksichtigen können, behaupte aber gleichwol, dass die Merkmale allen eigen sind. Das Publicum, welches die Philologie für etwas vorzugsweise langweiliges hält, pflegt einzelne Teile auszunehmen, weil sie um des Stoffes willen ihm interessanter erscheinen: es sind die historischen und archäologischen Fächer, in der Hauptsache also griechische und römische Geschichte und Kunstgeschichte. Wer in das Einzelne der wissenschaftlichen Arbeit sieht, weiss dass es hier nicht viel anders ist. Das Grosse und Ganze ist gegeben und wird nicht umgestürzt, so wichtig auch dem Einzelnen seine abweichenden Ansichten vorkommen, und hier besitzen wir noch aus früherer Zeit darstellende Werke von hohem Range, an denen die auf diesem Gebiete naheliegende Popularisierung Vorbilder haben könnte.

In der wissenschaftlichen Arbeit ist manche neue Richtung eingeschlagen¹⁰⁾, aber überall auch ist man bereits bei dem Kleinen angelangt, welches auch dieser Gebiete Bearbeitung kennzeichnet, wobei es denn für den Eindruck keinen Unterschied macht, ob der Ausgangspunkt ein herrlicher Apollokopf war oder das erbärmlichste spätgriechische Scholion. Ueberall finden wir einerseits Stoffsammlungen ohne ersichtlichen Zweck, anderseits Detailcontroverse bei nicht hinlänglicher Ueberlieferungsgrundlage. Und vielfach ist gerade die Controverse um so lebhafter, je schlechter die Ueberlieferung ist. Alle Instanzen Zug um Zug sind erschöpft. Die Schriftstellerei ist aber noch nicht am Ende. Es tritt, wo ein zwingender Beweis nicht möglich ist, das subjective Dafürhalten ein, und bei einer gewissen allgemeinen Ausbildung der Argumentationstechnik lässt sich schliesslich jede Möglichkeit gleich gut verteidigen. Ob wir auf historische Quellenkunde, auf staatsrechtliche Einrichtungen, auf archäologische Untersuchungen sehen, überall lassen sich die Beispiele finden.

Kehren wir nun zu dem Ausgangspunkte unserer Betrachtung und zu der Frage zurück, ob die philologische Wissenschaft, wie sie in der heutigen Literatur niedergelegt ist, dem Gymnasialunterricht aufhelfen könne. Die Sache liegt jedenfalls nicht so einfach, wie sie dem philologisch Gelehrten erscheint, dass dort alles gethan wäre und der Gymnasiallehrer nur in seinen Bereich übertragen könnte. Viel eher dürfte man sagen, dass das Meiste, was geschrieben wird, für die Zwecke des Gymnasiums unbrauchbar ist. Denn bei der zunehmenden Ausbildung der Specialitäten werden immer mehr Einzelheiten gehäuft, die unvermerkt an die Stelle der Hauptsachen treten, welche früher zu ihrem Rechte kamen, als man die Specialitäten noch nicht bevorzugte. Man klagt, dass der angehende Gymnasiallehrer ganze Semester auf die Bearbeitung eines von aussen gestellten Thema's verwendet, dessen Gegenstand fern im Umkreise der Wissenschaft liegt, während er den ursprünglichen, lebengebenden Quellen fremd bleibt. Dieses sind die Schriftsteller und zwar in erster Linie die Schriftsteller der Blütezeit. Auf deren Kenntnis und Verstehen kommt es an. Dann erst kommen die Specialitäten an die Reihe, soviel vornehmer diese sich auch ausnehmen. Allerdings erwächst hier ein Hindernis aus der Forderung einer selbständigen wissenschaftlichen Leistung für die erwünschte Promotion. Es können nicht lauter Dissertationen über gute Schriftsteller

ungleichem Werte helfen auch nicht weiter, denn sie sind nichts anderes als Recensionen der vorhin bezeichneten Art.

Dagegen fehlt es fast gänzlich an geeigneten Hand- und Lehrbüchern. Hier steht unsere Wissenschaft weit zurück. Was wir haben, ist sehr verschiedener Art. Ich scheidet zunächst die mit wissenschaftlichem Ansprüche auftretenden Specialwerke aus. Sie sind schon um ihres grösseren Umfanges und um der wissenschaftlichen Vertiefung willen nicht als Handbücher in unserem Sinne anzusehen. Es bleiben diejenigen, welche sich ausdrücklich die Zusammenfassung der Literatur und die Darstellung der jeweiligen wissenschaftlichen Anschauungen zum Ziele gesetzt haben. Auch diese sind wieder theils viel zu weitläufig angelegt, um orientieren zu können, theils enthalten sie zu viel von des Verfassers eigenen Ansichten oder doch von denen, die er unberechtigter Weise bevorzugt, theils wieder sind sie zu ungleich gearbeitet, weil der Verfasser das Material nicht gleichmässig beherrscht oder weil er sich zu seiner Arbeit die Zeit nicht hat lassen mögen oder können. Auf diese Weise ist eine Anzahl von Büchern gleichen Titels entstanden, die doch sehr verschiedenes enthalten und polemisch einander gegenüberstehen, während ein Handbuch eine möglichst sachliche Uebersicht geben sollte. Was von den einzelnen Büchern gilt, lässt sich auch von den encyclopädisch und lexicalisch angelegten Werken der neueren Zeit sagen. Sie sind zu umfänglich angelegt, in ihren einzelnen Theilen ungleich, willkürlich in der Auswahl des Stoffes, enthalten zuviel Specialansicht der einzelnen Verfasser und zuviel Polemik. Handbücher, welche wirklich diesen Namen verdienen, haben wir ausserordentlich wenige. Es ist, als ob die in hohen wissenschaftlichen Ansprüchen einhergehende Gelehrsamkeit es verschmähte, sich die Beschränkungen aufzulegen, ohne welche eine solche bescheidene und doch schwierige Aufgabe nicht zu lösen ist. Ein Handbuch über eine einzelne Disciplin kann nur von demjenigen verfasst werden, der ihrer völlig Herr ist. Hauptbedingung ist sodann strenge Disposition und für die einzelnen Theile möglichste Kürze. Jeder Satz muss überlegt, das Feststehende von dem Hypothetischen deutlich geschieden werden. Das ganze Material muss durchgearbeitet sein. Wie weit man in's Detail gehen will, namentlich da, wo dieses noch der Untersuchung unterliegt, das hängt von dem Umfange ab, den man dem Ganzen geben möchte. Auf keinen Fall darf Liebhaberei für einzelnes, Vernachlässigung in Bezug auf anderes zu ungleicher Behand-

geschrieben werden, die um ihrer selbst willen lesenswert sind. Entlegene Stoffe lassen sich leichter so behandeln, dass etwas scheinbar neues zu Tage tritt. So wird das Wünschenswerte, dass eine Dissertation aus eigenen Studien sich ergibt, immer schwerer. Tritt der Professor mit seinen Kenntnissen, seinen Sammlungen und seiner Hilfe ein, so erscheint manchmal ein stattliches Werk, das aber doch nicht des Verfassers Eigentum ist. Im anderen Falle und wo nicht besondere Begabung vorhanden ist, kann die Arbeit dem Verfasser förderlich gewesen sein ohne dass sie den Wert einer wissenschaftlichen Leistung hätte. Hier streiten Interessen, die sich meistens nicht vereinigen lassen. Jedenfalls ist es widersinnig, die zweckmässige Ausbildung des Gymnasiallehrers der Promotionsforderung zum Opfer zu bringen, und häufig wird der Student selbst entscheiden müssen, ob er lieber ein tüchtig gebildeter Gymnasiallehrer werden will oder der unberühmte Verfasser einer Dissertation mit gelehrt klingendem Titel. Dem Tacte und der Erfahrung des Professors wird manches überlassen bleiben, wenn er auch die Unvollkommenheiten menschlicher Dinge nicht ausgleichen kann. Es genügt mir gezeigt zu haben, dass auch die Dissertationenfrage mit dem geschilderten Zustande der philologischen Literatur zusammenhängt.

Lässt sich nun nicht diese Literatur in ihrer zersplitternden Vielartigkeit den praktischen Unterrichtszwecken in höherem Masse dienstbar machen? Es bedarf dazu neuer literarischer Hilfsmittel. Früher gaben angesehenen Gelehrte in inhaltreichen Recensionen Nachricht von erheblicheren Erscheinungen. Solche Beurteilungen hatten den Wert eines selbständigen Werkes und gaben dem betreffenden Buche seine Stellung. Das ist anders geworden. Selbständige Forscher halten sich meistens für zu gut zum Recensieren. Dafür werden auf die Verfasser neuer Bücher Anfänger losgelassen, die manchmal einer bestimmten Clique dienen, öfters auch ihre eigenen Geschäfte besorgen, meistens ein Buch nicht zu Ende lesen, fast niemals den Gegenstand völlig beherrschen. Die Recensierblätter erfüllen darum nicht mehr den Zweck wirklicher Orientierung, sie bilden vielmehr eine neue Gattung von Literatur, die wiederum beachtet sein will, also die Last des Gedruckten vermehrt. Nun ist nicht zu erwarten noch zu verlangen, dass, wenn es überhaupt Recensierblätter geben soll, dieser Zustand sich ändert. Fertige Männer haben keine Zeit gewissenhaft zu recensieren, jetzt wo der Bücher Zahl täglich wächst. Gedankenlos zusammengeschriebene Jahresberichte von

lung der Teile führen. Zweckmässige — nicht gedankenlose! — Verweisung auf Specialwerke kann dem zu grossen Umfange vorbeugen. Soll ferner aus solchen Einzelbüchern ein encyclopädisches Werk zusammengestellt werden, so muss eine nicht minder sorgfältige und planmässige Redaction die gleichmässige Durchführung bei allen Mitarbeitern dadurch veranlassen, dass der Umfang jeder Einzeldisciplin nach ihrer Bedeutung festgestellt wird. Es darf nicht was der Eine breit und flüchtig hinwirft, bei dem Anderen knapp und dürftig erscheinen. Es muss womöglich das ganze Manuscript vorliegen, ehe der Druck begonnen wird, damit nicht die beliebten Stockungen eintreten und dann die unvermeidlichen Berichtigungen und Nachträge, und, was manchmal die Hauptsache zu sein scheint, die buchhändlerischen Preiserhöhungen. So nur kann ein der Zeit nach einheitliches Bild des Standes der wissenschaftlichen Anschauung gewonnen werden. Noch mehr gilt diese Forderung, wenn statt der systematischen Anordnung die lexicalische gewählt wird, damit nicht, wenn der letzte Buchstabe erscheint, der erste zum Teil veraltet ist.

Ein solches Werk wird die auf Lehr- und Lernzwecke berechnete Ergänzung der im guten Sinne populären Darstellung sein. Dass diese Arbeit viel mehr Selbstverleugnung und Sorgfalt und mindestens ebensoviel Fleiss verlangt, wie eine Einzeluntersuchung, ist klar, und es wird bei der gegenwärtigen Richtung unserer Wissenschaft schon nicht leicht sein, die nötigen Mitarbeiter zu gewinnen. Denn es ist weder Ehre noch Geld dabei zu verdienen; nur die Ueberzeugung, dass hier ein notwendiges Stück Arbeit zu leisten ist, dessen Erfolg erst die Zukunft zeigen kann, muss den Ausschlag geben. Weil nun aber wir alle Menschen sind und nicht lauter Schriftsteller gewonnen werden können, die ohne äusseren Entgelt mühsame Arbeit zu leisten bereit sind, so müsste hier einmal der vielgerühmte Idealismus der deutschen Buchhändler auf unmittelbaren Verdienst verzichten oder die Akademien, die so manche tausend Thaler verausgaben für entlegene wissenschaftliche Aufgaben, könnten sich ein Verdienst erwerben und würden nicht zu tief herabsteigen dadurch dass sie auch einem grösseren Kreise wirklichen Nutzen brächten.

Ob man bei der Anlage solcher Werke die Bedürfnisse der Studierenden unmittelbar massgebend sein lassen, ob man darüber hinausgehen will in Umfang und Ausführlichkeit, ist eine weitere Frage. Man

könnte ja verschiedene Stufen haben. Hält man es doch auch nicht für unwissenschaftlich, kleine und grosse Ausgaben, Auszüge aus grösseren Sammlungen herauszugeben. Ueberhaupt fürchte man nicht die Wissenschaftlichkeit des Lehrens und Lernens zu beeinträchtigen, wenn man die Lehrmittel vereinfacht. Der Zugang zu den Schlupfwinkeln entlegener Gelehrsamkeit ist ja von da aus immer noch möglich. Aber nichts erschwert den Studiengang des Philologen, nichts entmutigt den Anfänger mehr, als die Dutzende Titel von Büchern zu jedem Capitel, von denen er drei Viertel vielleicht nie im Leben zu sehen bekommt. Unsere Zeit schwelgt förmlich in Methoden, durch welche die Pädagogik das Lernen angeblich vereinfacht und zugleich vertieft. Hier auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Lernens künftiger Lehrer ist so gut wie nichts gethan.

Denke ich mir solche Bücher, die durch schnell folgende Auflagen sich immer erneuern und verbessern würden, so wäre für unsern Universitätsunterricht ein wichtiges Hilfsmittel gewonnen. Es wird vielfach der Vorwurf erhoben, dass unsere Studenten in ihren Vorlesungen zwar vieles specialwissenschaftliche gehört, aber manches näherliegende und nötige dafür auch garnicht zu treiben Gelegenheit gefunden haben. Das liegt in der Natur des akademischen Unterrichts. Nirgend können alle Teile der Altertumswissenschaft gelesen werden, und wenn die Lehrkräfte ausreichen, so reichte die Zeit der Studierenden nicht aus, sie alle zu hören. Die Auswahl der Vorlesungen bestimmt sich durch die Auffassung der Docenten von der Zweckmässigkeit und durch ihre wissenschaftlichen Neigungen. So wird auf den einzelnen Universitäten nicht dasselbe gelesen und die Ausbildung durch Vorlesungen ist dem Gegenstande nach immer unvollständig. Anders als der Jurist und selbst der Theologe steht also der philologische Student der Frage nach der Auswahl seiner Vorlesungen gegenüber. Für ihn tritt hier die Ergänzung durch jene Hilfsmittel ein. Denn dass er durch eigene Arbeit nach der Methode, welche er im Colleg gelernt hat, die Lücken selbständig ausfüllen solle, ist eine der vielen Redensarten, mit denen wir uns über den wirklichen Zustand hinwegtäuschen. Würde doch bei der durchschnittlichen Begabung nicht einmal die Zeit ausreichen, auch wenn nicht ausser der Philologie noch drei bis vier weitere, ganz verschiedene Fächer für das Examen hinzukämen.

Sodann ist die Behandlung derselben Gegenstände in den Vorlesungen

verschieden. Fächern, welche der einzelne Docent vorzugsweise zu beherrschen meint, wird er leicht grössere Ausdehnung gestatten. Nicht nur darin aber zeigt sich die Besonderheit. Jeder fertige Mensch hat sein eigenes Wesen und seine Art die Dinge anzusehen, mindestens sieht er dieselben Dinge als anders verbunden an. Darauf beruht das Individuelle, der Reiz, die Wirkung des Collegienvortrages. Und hierin kann jeder, ob er klein ist oder gross sich dünkt, etwas originelles für sich in Anspruch nehmen. Nicht nur auf seine Specialitäten, sondern auch auf das Ganze wird er immer mehr seine Art „die Dinge anzusehen“ anwenden. Dieses Verhältnis zu den Dingen deckt sich nicht mit dem Verhältnisse zur objectiven Wahrheit. Jeder versucht derselben so nahe wie möglich zu kommen und es ist Kastenhochmut zu meinen, was man selbst lehre, sei wahr und richtig, was der Andere, nicht, und zwar in immer geringerem Masse, je ferner derselbe dem eigenen Ringe steht. Bei einer Wissenschaft von so unsicherem Ueberlieferungsboden besteht die Verschiedenheit der Auffassung vielfach in der Verschiedenheit von so und soviel Meinungen, deren jede dann wol im günstigsten Falle soviel Lebensdauer hat, als ihr Urheber persönliches Ansehen besitzt, um sie so lange zu erhalten, bis sie einer anderen Platz macht¹¹⁾. Das Feststehende ist in jedermann's Besitze; es steht gedruckt und ist meist nicht schwer zu finden. Es ist aber nicht immer viel, und die „Phantasie“ muss „nachhelfen“ in dem was darüber hinausgeht. Grössere Kenntnis, bessere Combination, treffender Ausdruck zeichnen die eine Meinung vor der anderen aus. Kurz, die wissenschaftliche Auffassung, wo sie über das direct Ueberlieferte hinausgeht, ist wesentlich persönlicher Art. Sie steht in keinem Buche zu lesen; sie muss selbst erworben, selbst erlebt werden. Mit den Meistern unseres Faches ist doch weit mehr Wissen und Auffassung zu Grabe gegangen, als in ihren Büchern niedergelegt ist. Man kann wol anfangen zu schreiben, wo ein anderer aufgehört hat, aber nicht zu lernen; da muss jeder von vorne anfangen und auf's neue erwerben. Dieses durch die eigene Auffassung hindurchgegangene und dadurch zum persönlichen Besitze gewordene Material will der akademische Lehrer mitteilen. In dem Individuellen liegt sein Vorzug, in dem Subjectiven seine Unvollkommenheit. Jede gute Vorlesung ist Ergebnis eigener geistiger Arbeit, etwas was sich nicht drucken lässt und wovon auch das nachgeschriebene Heft eine nur unvollkommene Wiedergabe ist. Das Thatsächliche, was in allen Büchern steht, enthält

es, das Individuelle, Persönliche geht verloren¹²⁾. Der Studierende lernt aus einem guten Colleg mehr, als das bloss Thatsächliche. Darum haben Meister der Methode gesagt, es sei ganz einerlei, was gelesen wird, nur auf das Wie komme es an. Indem sie dabei an sich dachten, hatten sie vielleicht Recht. Für die Mehrzahl von uns gilt aber die Rücksicht auf das Was! Immerhin ist die Mannichfaltigkeit der Behandlung gross genug. Wenn nun grundgelehrte Philologen jeden neuen Einfall ihrer angesehenen Fachgenossen in ihren Vorlesungen behandeln zu müssen glauben und dabei doch die älteren Arbeiten nach Gebühr berücksichtigen, so wächst der Stoff mit jedem Jahre und die Vorlesung dehnt sich und kommt nicht zu Ende. Wer seine eigene Zeit besonders hoch schätzt, kürzt den älteren Stoff und fälscht damit, auch wenn er es nicht will, die Geschichte der Wissenschaft. Wer das nicht thut, wird den Tagesmeinungen grösseren Widerstand entgegensetzen und damit wenigstens nicht die Studierenden behelligen, welche noch zu lernen haben an dem Feststehenden. Aber manche Willkür und mancher Schaden liesse sich ausgleichen durch gedruckte Bücher von gedachter Art, welche in sorgfältiger Bearbeitung den Stoff bereit legten und Bedeutung der Teile und der Einzelarbeit in dem Verhältnisse des Umfanges hervortreten liessen. Ein solches System von rein sachlichen Lehrbüchern müsste eine wertvolle Ergänzung bilden zu dem Eigenartigen, was der philologische Universitätsunterricht unter der Last der gedruckten Ueberlieferung angenommen hat.

Ich bin am Ende meiner Betrachtung. Was ich positives habe sagen können, war nichts neues. Das Bestreben neues zu sagen hat gerade in unserer Wissenschaft genug wunderliche Einfälle gezeitigt. Aber weil sie nicht in's Leben eingreifen, sondern theoretisch bleiben und beschränkt auf einen kleinen Kreis, so pflegen sie keinen grossen Schaden anzurichten. Wenn ich statt dessen versucht habe, längst vorhandene Gedanken näher auszuführen und warmer Pflege, wie ich sie ihnen wünsche, zu empfehlen, so weiss ich wol, dass darum die hohen Werke unserer Wissenschaft nicht herrlich sein werden, wie am ersten Tag. Das ist vorüber und wird von keinem unter uns mehr erlebt werden. Aber man wird in der Welt der praktischen Erscheinung auch uns für nützliche Menschen halten. Und das ist auch schon etwas!

Die Griechen, die hochbegabten Begründer unserer Wissenschaft, haben durch jahrhundertelange Arbeit in Theorie und Praxis auch ein

System der Rhetorik ausgebildet von einer Feinheit und Sicherheit, von der wir heutigen keine Ahnung mehr haben. Sie lehrten und besaßen die Kunst, durch sprachliche Darstellung einen Gegenstand über seine Bedeutung und Berechtigung hinaus zu steigern, zu vergrössern, zu verherrlichen, aber auch die Kunst ihn darunter hinabzudrücken und zu verkleinern. Hätte ich Ihnen in prunkvoller Rede ein farbenprächtiges Bild gegeben von der erhabenen Höhe philologischer Wissenschaft, wie sie auf Universitäten gepflegt wird, so wäre ich mir vorgekommen, wie ein Festredner und Künstler in jener ersten Kunst. Aber ich habe auch nicht mit Absicht diese zweite Kunstweise üben wollen. Ich habe, um bei dem Vergleiche zu bleiben, die mittlere Redeweise gesucht, die sich bestrebt den Gegenstand so erscheinen zu lassen, wie er ist. Und wenn mich in den Ueberlegungen dazu manchmal das Bedenken beschlich, ob dieser einfache Gegenstand in so einfacher Behandlung der Aufmerksamkeit einer so ansehnlichen Versammlung auch würdig sei, — so kam wol in meine Gedanken ein schöner Goethe'scher Spruch, mit dem Sie mir erlauben wollen diese Betrachtung zu schliessen:

„Herr, lass Dir gefallen
Dieses kleine Haus.
Grössre kann man bauen,
Mehr kommt nicht heraus.“

Ich verlese nun die Mitteilungen der Facultäten über die Preis-
aufgaben.

Bei der theologischen Facultät ist eine Bearbeitung nicht
eingegangen. Für das Jahr 1890/91 stellt die Facultät die Aufgabe:

„Die religiösen und ethischen Anschauungen des Buches der
Proverbien Salomonis sollen dargestellt und es soll im Anschluss
hieran versucht werden, die Entstehungszeit des Buches zu
bestimmen.“

Die juristische Facultät hatte die Aufgabe gestellt:

„Die Strafbarkeit der unterlassenen Anzeige nach dem Reichs-
und Strafgesetzbuche.“

Zwei Bearbeitungen sind eingegangen, die eine mit dem Motto:
παρορμιῶν δὲ τοὺς ἀρχοντας ἐπιτιμᾶν τοῖς ἀμαρτάνουσιν ἔλεγε Κάτων ὁ πρεσβύτερος.
τοὺς δυναμένους κολύειν τοὺς κακῶς ποιῶντας, εἴαν μὲ κολύωσι, κατακελεύειν.

Ueber diese urteilt die Facultät:

„Die Arbeit lässt das Streben nach allseitiger Durchdringung
des Stoffes vermissen. Wichtige Punkte, wie das Verhältnis des
§ 139 des Strafgesetzbuches zur s. g. negativen Beihilfe, die
Frage, ob und inwieweit die Anzeigepflicht nur vorsätzlich oder
auch fahrlässig verletzt werden kann, werden teils ganz über-
sehen, teils nur flüchtig gestreift. Ein grosser Teil der Abhandlung
geht fehl, weil es der Verfasser unterlassen hat, den Inhalt der
Anzeigepflicht eingehend zu prüfen. Im ganzen bietet der dog-
matische Teil nicht mehr, als die gangbaren Lehrbücher und
Commentare. Der anhangsweise gegebenen geschichtlichen Dar-
stellung fehlt es an Selbständigkeit, auch ist kein Zusammenhang
mit dem dogmatischen Teile zu erkennen. Mit Rücksicht auf
diese Mängel kann der Arbeit der volle Preis nicht zuerkannt
werden. Dagegen bietet die Arbeit auch erhebliche Vorzüge
dar. In demjenigen, was sie gibt, erscheint das Material be-
friedigend verarbeitet. Die Abhandlung ist frisch und anregend

geschrieben, zeugt von einfacher, ungekünstelter Auffassung der Dinge und weist das entschiedene und nicht selten geglückte Bestreben auf, den Gesetzesinhalt lebendig zu gestalten. Mit Rücksicht hierauf wird dem Verfasser von der Facultät die Hälfte des Preises zuerteilt.“

Nach Eröffnung des mit dem Motto: *παρορμῶν δὲ τῶς ἀρχοντας κτλ.* versehenen Couverts ergibt sich als Verfasser:

Robert Hess, stud. jur. aus Giessen.

Die zweite Arbeit trägt das Motto: *ἔργον δ' οὐδὲν ὄνειδος, ἀεργίη δὲ τ' ὄνειδος.* Das Urteil der Facultät lautet:

„Der Verfasser hat mit ganz ausserordentlichem Fleisse das sehr umfangreiche Material gesammelt, die Literatur eingehend berücksichtigt, sich bemüht, den Stoff nach fast allen Richtungen hin zu durchdringen, auch mehrere Einzelfragen mit Geschick behandelt. Diesen Vorzügen stehen indessen schwerwiegende Mängel gegenüber. Zunächst lässt der historische Teil vielfach die nötige Sorgfalt vermissen. Besonders bei der Behandlung des römischen und des kanonischen Rechts schliesst sich der Verfasser eng an Hahn's Abhandlung von der Pflicht der Denuntiation an und hat sich offenbar vielfach ohne nähere Untersuchung, ja, ohne Studium der Belegstellen die Hahn'sche Ansicht einfach angeeignet. In dem dogmatischen Teile droht die Fülle des gesammelten Materials den Verfasser zu ersticken. Eine Disposition ist in keiner Weise zu erkennen. Vorfragen allgemeinen Charakters werden mit ungebührlicher Breite behandelt, Einzelfragen unzählige Male aufgeworfen und bisweilen in widersprechendem Sinne beantwortet. Der Stil zeigt eine bedenkliche Neigung zur Effecthascherei, ist ermüdend breit und nicht frei von groben Verstössen. Auch muss die Facultät ausdrücklich rügen, dass die eingereichte Arbeit ungewöhnlich schlecht und teilweise unleserlich geschrieben ist. Die Facultät nimmt an, dass es dem Verfasser an der nötigen Zeit zur klaren Durcharbeitung gefehlt hat und erkennt in dem was er vorlegt, mehr die Materialien zu einer Abhandlung, als eine solche selbst. Mit Rücksicht auf den Wert, welcher dieser Materialiensammlung an sich zukommt, mit Rücksicht auf den grossen Fleiss des Verfassers, mit Rücksicht endlich auf sein Bestreben, dem Stoffe nach allen Seiten gerecht zu werden, wird

ihm die Hälfte des Preises zugebilligt. Die Facultät spricht dabei die Hoffnung aus, dass es dem Verfasser in ernster Arbeit gelingen möge, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und von der rein doctrinären Auffassung zu praktischer Belebung vorzudringen.“

Nach Eröffnung des mit dem Motto: ἔργον ὁ κτλ. versehenen Couverts ergibt sich als Verfasser:

Carl Pusch, stud. jur. aus Darmstadt.

Für das Jahr 1890/91 stellt die Facultät die Aufgabe:

„Das Absonderungsrecht der Erbschaftsgläubiger und Vermächtnisnehmer (beneficium separationis) im römischen und heutigen gemeinen Recht.“

Von den seitens der medicinischen Facultät gestellten Preisaufgaben hat diejenige für den Preis der Balserstiftung zwei Bearbeiter gefunden. Das Thema lautete: „Die Entwicklung der Staaroperation von der Mitte des Jahrhunderts bis auf unsere Zeit, historisch und kritisch dargestellt.“ Die Facultät urteilt folgendermassen:

„Die Arbeit mit dem Motto: „Qui visum dat, dat vitam“ enthält nur eine dürftige historische Uebersicht der verschiedenen Phasen der Staaroperation, ohne dass die einschlägigen Publicationen nach einer bestimmten Disposition zusammengestellt sind. Die Referate über die einzelnen Arbeiten sind teilweise viel zu kurz. Auf eine Kritik der verschiedenen Operationsmethoden ist der Verfasser garnicht eingegangen. Die Facultät vermochte dieser Arbeit nicht den Preis zuzuerkennen.“

Die zweite Arbeit trägt das Motto: „Die höchste chirurgische Tugend ist die Vorsicht (v. Gräfe).“ Der Verfasser hat sichtlich einen grösseren Fleiss auf die Bearbeitung des Themas verwandt und nicht nur den historischen Teil desselben in Angriff genommen, sondern auch, soweit es ihm möglich war, selbständige Kritik zu üben versucht. Er hat den Wert der einschlägigen Arbeiten zum grössten Teile richtig beurteilt und sich mit denselben offenbar eingehend beschäftigt, auch das was er aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, zu verwerten gesucht. Die Arbeit enthält, was nicht zu leugnen ist, verschiedene Mängel. So hat der Verfasser garnicht eine Beschreibung der um die Mitte des Jahrhunderts am meisten geübten Staaroperationsmethoden geliefert.

Er hat ferner der Operation des Staars in der Kapsel nicht die genügende Beachtung geschenkt. Auch in stilistischer Hinsicht sind Tadel nicht ganz zu unterdrücken. Trotzdem hat die Facultät mit Rücksicht auf den Fleiss und mit Rücksicht darauf, dass der Zweck der Aufgabe im grossen und ganzen erreicht ist, dieser Arbeit den halben Preis zuerkannt. Es muss jedoch betont werden, dass die Arbeit in ihrer jetzigen Fassung sich nicht zum Drucke eignet.“

Nach Eröffnung des mit dem Motto: „Die höchste chirurgische Tugend u. s. w.“ versehenen Couverts ergibt sich als Verfasser:

Hermann Hahn, stud. med. aus Giessen.

Für das Jahr 1890/91 stellt die Facultät folgende Aufgaben:

1. für den akademischen Preis:

„Es ist die Frage nach den Wechselbeziehungen zwischen Speichel und Magensaft und insbesondere des Verhaltens des Speichels in pathologischen Zuständen des Magens klinisch experimentell zu bearbeiten.“

2. für den Preis der Balseerstiftung:

„Es ist das Verhalten der linken Herzkammer bei Mitralstenose und Insufficienz festzustellen unter Zugrundelegung der hiesigen klinischen Beobachtungen und der Obductionsprotokolle der letzten zehn Jahre.“

Von den seitens der philosophischen Facultät gestellten Preisaufgaben sind zwei bearbeitet worden. Das Urteil der Facultät über die geschichtliche Arbeit lautet:

„Die unter dem Motto: „Immer strebe zum Ganzen! Und kannst Du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schliess an ein Ganzes Dich an (Schiller)“ eingegangene Arbeit zeugt von grossem Fleisse in der Aufarbeitung des umfassenden und zum Teil recht schlecht edierten Materials. Doch ist der Verfasser über die einzuschlagende Art und Weise der Verarbeitung desselben sich augenscheinlich nicht völlig klar gewesen. Er hat demzufolge die Lösung der Aufgabe, allerdings in unverkennbarem Streben nach Gründlichkeit, sich selbst erschwert und das Ziel nicht mehr völlig zu erreichen vermocht. Auf Grund von sorgfältigen tabellarisch geordneten Urkundenauszügen stellt er den Grundbesitz des Klosters Arnsburg nach Dörfern und

Städten in alphabetischer Reihenfolge zusammen und knüpft daran manche recht gelungene Beobachtung über Wertverhältnisse, Erbpacht, Landsiedelrecht u. dgl. m. Dagegen hat er es unterlassen ein Gesamtbild zu zeichnen und die verstreuten Bemerkungen zu sammeln und darstellend zu verwerten. Trotz dieses wesentlichen Mangels erklärt die Facultät die Arbeit für des Preises würdig, in Anerkennung sowol des von dem Verfasser aufgewandten Fleisses, als auch des Geschickes, mit dem er den mancherlei eigentümlichen Schwierigkeiten der Aufgabe in Bezug auf Feststellung der ländlichen Verhältnisse im einzelnen gerecht geworden ist.“

Nach Eröffnung des mit dem Motto: „Immer strebe zum Ganzen u. s. w.“ versehenen Couverts ergibt sich als Verfasser:

Carl Ebel, stud. hist. aus Giessen.

Das Urteil der Facultät über die mathematische Arbeit lautet:

„Die unter dem Motto: „Langsam, nach und nach wachsen die Wissenschaften und zuletzt gelangt man zur Wahrheit durch manche Irrtümer“ eingegangene Arbeit behandelt das gestellte Thema auf geometrischem Wege. Sie legt Zeugnis ab von guten Anschauungen, Verständnis, Kenntnissen und Scharfsinn des Verfassers auf geometrischem Gebiete. Die Entstehungsart der besprochenen Dreiecks-Schar ist richtig erkannt, durch eine praktische Untereinteilung ist die Uebersichtlichkeit erleichtert und die Abteilung der Resultate angebahnt. Eine Reihe von interessanten Eigenschaften der Schar ist aufgefunden und richtig bewiesen worden. Und wenn auch die Beweise nicht überall die kürzesten sind und der im letzten Paragraphen der Arbeit angedeutete Standpunkt neue Beziehungen zu Tage gefördert haben würde, so kann doch unbedenklich die Facultät die vorgelegte Arbeit des Preises für würdig erklären.“

Nach Eröffnung des mit dem Motto: „Langsam, nach und nach wachsen die Wissenschaften u. s. w.“ versehenen Couverts ergibt sich als Verfasser:

Heinrich Schnell, stud. math. aus Mommenheim.

Für das Jahr 1890/91 stellt die Facultät folgende Aufgaben:

1. Aus der Philologie:

„De imperatorum Romanorum nominibus honoribusque praeter

ordinem solitum conceptis et de vocabulis honoris, quibus ii praeterea in titulis exornari solent“.

2. Aus der Chemie:

„Experimentelle Prüfung schwebender stereochemischer Fragen“.

3. Aus der Landwirtschaft:

„Der Waldfeldbau im Odenwald mit besonderer Berücksichtigung der landwirtschaftlichen Nutzungen“.

Ich gebe schliesslich einen kurzen Ueberblick über die Ereignisse des hinter uns liegenden Jahres.

Noch im Juli des vergangenen Jahres verloren wir durch den Tod den allverehrten Senior unserer Universität, das Mitglied der philosophischen Facultät, Geh. Rat Professor Dr. Hugo von Ritgen. Ueber seine Verdienste brauche ich zu Ihnen nicht zu reden, denn die Werke seines Lebens sind allen bekannt. Wir hatten das Glück ihn bis in ein hohes Greisenalter gesund und in wahrhafter Jünglingsfrische unter uns zu sehen, wir haben an den schönen Früchten, den reichen Ehren dieses seines Lebens mit ihm uns gefreut, und als wir ihn zu Grabe geleiteten, sagten wir uns, dass mit ihm der letzte Vertreter von uns genommen wurde einer längst entschwundenen Zeit, an welche bei dem schnellen Wechsel der Personen heute nur noch wenige von uns eine lebendige Erinnerung bewahren.

Das führt mich auf die Veränderungen im Lehrkörper. Sie waren nicht so erheblich wie in früheren Jahren. Es schieden aus der juristischen Facultät die ordentlichen Professoren Dr. Otto Lehmann und Dr. Hans Bennecke, ersterer um einem Rufe nach Marburg, letzterer um einem Rufe nach Breslau Folge zu leisten. Dafür gewannen wir die bisherigen Privatdocenten Dr. Artur Benno Schmidt aus Leipzig und Dr. Reinhard Frank aus Marburg. In der medicinischen Facultät trat an die Stelle des ordentlichen Professors Dr. Artur von Hippel, welcher einen Ruf nach Königsberg annahm, der bisherige ausserordentliche Professor daselbst Dr. Adolf Vossius.

Innerhalb der philosophischen Facultät habilitierte sich Dr. Wilhelm Sievers für das Lehrfach der Geographie, während Dr. Ferdinand Dümmler nach Basel als ordentlicher Professor berufen wurde. Unter den Assistenten vollzog sich der übliche Wechsel.

Am 24ten Juni hatten wir die Freude Seine Königliche Hoheit den Grossherzog Allerhöchstseine Fürsorge für unsere Hochschule bethätigen zu sehen durch eingehende Besichtigung der klinischen Neubauten. Wir haben gegründete Hoffnung, am 28ten dieses Monats anlässlich der Eröffnung dieser grossartigen Institute unseren Allergnädigsten Landesherrn auf's neue begrüßen zu dürfen und schliessen somit unsere heutige Feier in den Gefühlen dankbarer Ehrerbietung, mit deren Ausdruck ich meine Rede beginnen durfte.

A n m e r k u n g e n .

Die Rede erwies sich während der Niederschrift als zu lang. Sie musste deswegen für ihren unmittelbaren Zweck erheblich gekürzt werden. Dabei blieb vieles fort, was bei jenem Anlasse vorzutragen nicht passend gewesen wäre, was aber jetzt im Drucke erscheint, weil es einem engeren, für den Gegenstand interessierten Leserkreise unbedenklich vorgelegt werden kann.

1) Zu S. 7. Wenn einer der alten Verdener Domschüler den Unterricht des nun auch heimgegangenen Doctor G e v e r s aus der Erinnerung beschreiben wollte, so könnten solche Mitteilungen nützlicher werden, als manches Lehrbuch der Pädagogik.

2) Zu S. 11. So sehr manchmal, dass z. B. ein unbescholtener Mann einen öffentlichen Angriff auf seine Ehre durch die angesehenste philologische Zeitschrift sich gefallen lassen musste, weil ihm eine geliehene Collation, seiner Angabe nach durch die Post, verloren gegangen war, — eine Collation, welche ihm vielleicht der erste beste Stipendiat für einige hundert Mark besorgt haben würde.

3) Zu S. 12. Auch in der Kritik ist das nicht anders. Man sehe eine allerneueste kritische Ausgabe an. Im Apparat hundert völlig gleichgiltige Quisquilien und oben im Texte bleibt eine notorisch unsinnige Lesart stehen, an der also der gelehrte Herausgeber in Gedanken, wie man höflicher Weise sagt, vorübergegangen ist.

4) Zu S. 14. 1800 (kl. pros. Schriften). Ursprünglich zwei Abhandlungen in den Horen von 1795.

5) Zu S. 15. Hier wird mancher einwenden, dass das früher eben so schlimm war, ich also die Geschichte der Wissenschaft nicht kenne. Ich will um diesen Vorzug nicht rechten. Es wäre ja eine passende Preisaufgabe! Einstweilen notiere ich aus allerneuester Zeit folgende hübsche Stelle: *Quam vellem apud Germanos, qui et aliis rebus tanto praestant ceteris gentibus, et severissimis legibus librorum, qui reipublicae, qui moribus nocere videantur, edendorum licentiam coerceant, poena quaedam*

esset constituta in eos, qui in scribendo non satis essent memores decoris honestatisque. Tum enim eorum professores academici et ipsi magis convitiis maledictisque abstergerent, et discipulos suos, quos faciem humanitatis toti generi humano et praeferre volunt et praelaturos sibi persuasum habent, etiam in adversariis refellendis eleganti et venusta verecundia uti docerent. Hartman, Analecta Xenophontea nova (1889) 287.

6) Zu S. 17. Ein äusserliches Merkmal: wie viel schneller folgen die Auflagen der gebräuchlicheren Schriftstellerausgaben und Handbücher in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren, verglichen mit den vorhergehenden!

7) Zu S. 17. Ein gelehrter Freund erinnert mich daran, dass auch Gottfried Hermann gezählt habe. Gewiss! und andere neben ihm noch mechanischer. Dass ich aber dennoch seinen Namen nicht streiche, brauche ich wol nicht in einer Anmerkung zu rechtfertigen.

8) Zu S. 18. *Il faut d'autre part se mettre en garde contre le culte de l'imprimé, qui fait rechercher comme un trésor telle dissertation de docteur allemand, copiée sur une autre qui elle-même ne sera souvent qu'une copie. Reinach, Manuel I, 29.*

9) Zu S. 20. Wie manche anspruchsvoll auftretende wissenschaftliche Abhandlung scheint nach folgendem Recept gemacht: Man führt ein von niemandem im Ernste geglaubtes Paradoxon ohne Nennung eines Urhebers mit „man sagt vielfach“ ein, knüpft daran durch „dabei wird freilich eins übersehen“ eine von niemandem bezweifelte Trivialität. Dazu werden dann weiter einige Einzelbemerkungen, die auch nicht neu sind, gefügt, hie und da mit einer polemischen Wendung versetzt, damit der Leser sieht, dass es sich um wissenschaftliche Forschung handelt. Eine Absurdität, die allerdings neu sein muss, beschliesst das Ganze. —

Und wenn selbst ein Mann, der für sich mit Recht eine hervorragende wissenschaftliche Bedeutung in Anspruch nimmt, nach Vollendung eines in zweiter Auflage erscheinenden faustdicken Buches nichts weiter erwartet, als die Zustimmung einiger lenksamer Gemüter — denn das werden wol die „vorurteilslosen und selbstthätiger Prüfung gewachsenen Köpfe“ der Vorrede sein — und zwar auch nur in Bezug auf die ohngefähre Richtigkeit der hauptsächlichsten Resultate, — wäre es da nicht besser gewesen, diese wenigen Ergebnisse auf ebenso wenigen Blättern drucken zu lassen, anstatt die grosse Mehrheit, die jener Be-

dingung nicht gewachsenen Köpfe, zu der ergebnislosen Mühe, das Buch zu lesen, zu veranlassen? Oder ist ein philologisches Buch auch nur eine Schüleraufgabe, in Missstimmung angefertigt, Fleiss fordernd und wieder zu unangenehmer Arbeit zwingend und weiter nichts? Dann soll man doch die vielen Schwachen nicht von vorn herein entmutigen.

¹⁰⁾ Zu S. 21. Von einem grossen Teile der äusserlich so imposanten Grenzerweiterungen nach dem Orient hin wird hoffentlich eine spätere Zeit mit Voltaire sagen: *Si vous n'avez autre chose à nous dire sinon qu'un barbare a succédé à un autre barbare, — en quoi êtes-vous utile au public?*

¹¹⁾ Zu S. 26. Eines unserer berühmtesten Gelehrten Hypothese über die Abfassungszeit eines antiken Geschichtswerkes ist nicht nur in ihrer Hauptrichtung, sondern auch in fast allen Einzelheiten falsch. Trotzdem hat es langer Zeit bedurft, ehe auch nur vereinzelt Widerspruch sich hervorwagte. Und merkwürdig! Am schwersten fällt es den Anhängern, wie es scheint, die schwächste Position aufzugeben: einige Sophoklesverse, die selbst den Erklärern schon lange nicht mehr gut genug waren, um sie für echt zu halten.

¹²⁾ Zu S. 27. Deswegen ist der seit einiger Zeit buchhändlerisch betriebene Handel mit alten Collegienheften, nicht nur von Studenten nachgeschriebenen, sondern namentlich auch nachgelassenen Originalheften der Professoren, etwas für mein Gefühl so über alle Massen widerwärtiges. Was für einen Eindruck macht es, wenn der Antiquar die einzelnen Vorlesungen nach ihrem innern Werte taxiert und diesen Wert dann in den Geldpreisen ausdrückt, zu denen er die ganze Serie, mit Prädicaten versehen, ausbietet. Was würde wol der Verstorbene zu dieser letzten, rohen Nutzbarmachung seiner innersten, liebsten Lebensarbeit sagen? Sind denn die Erben solchen Empfindungen unzugänglich?

